

Das Paradox der spirituellen Armut

Predigt zum 4. Sonntag im Jahreskreis A

Selig, die arm sind vor Gott. Es ist viel darüber geschrieben worden, was dieser Vers genau bedeutet. Im Großen und Ganzen scheint die Grundhaltung, die damit gemeint ist, aber doch relativ klar. Je nach ihrer Situation haben sich im Laufe der Kirchengeschichte Christen gewiss auf immer wieder unterschiedliche Weise in diesem Vers wiedererkannt und diese Seligpreisung auf sich bezogen. Ich möchte mit Ihnen nun ein paar kurze Überlegungen darüber anstellen, auf welche Weise und in welcher Hinsicht wir uns heute, in der Situation unserer Zeit hier in der Schweiz bzw. in Westeuropa, als von Jesus Seliggepriesene wiederfinden können.

Zunächst zwei kleine Vorbemerkungen dazu:

Wir haben am Beginn des Gottesdienstes ein Lied gesungen, das auf das heutige Evangelium Bezug nimmt. Grundsätzlich ein sehr schönes Lied. Dort heißt es: „Selig seid ihr, wenn ihr einfach lebt“, „selig seid ihr, wenn ihr Lasten tragt“, „selig seid ihr, wenn ihr Frieden macht“ usw. Wenn Sie beim Evangelium gut aufgepasst haben, wird Ihnen aber vielleicht ein kleiner Unterschied aufgefallen sein: Im Evangelium ist nirgends von einem „Wenn“, von einer Bedingung die Rede! Selig die Armen, die Trauernden, die Hungernden und Dürstenden, die Friedensstifter, die Barmherzigen, die Verfolgten! Einfach in der Situation, in der sie eben sind. Nicht, „wenn“ sie es denn wären! Das ist schon ein Unterschied. Man kann natürlich aus den Seligpreisungen sozusagen einen ethischen Forderungskatalog herauslesen, und das passiert sogar ziemlich leicht, wie es uns eben dieses an sich sehr schöne Lied zeigt. Aber in dem Fall hätte Jesus bzw. der Evangelist das ja explizit so formulieren können. Hat er aber nicht.

Die zweite Vorbemerkung ist zur Übersetzung:

Die ist nämlich – etwas frei. Im griechischen Original heißt es: „Makarioi hoi ptochoi to pneumatii“, wörtlich: „Glücklich die Armen im Geiste“, d.h. die „geistlich Armen“ (so auch bei Luther). Die Übersetzer wollten wohl den sarkastischen Anklang an die „geistig Minderbemittelten“ vermeiden. Und das ist auch tatsächlich nicht gemeint. „Pneuma“ bezeichnet im Griechischen nicht den Verstand, sondern den Lebensgeist, den Lebensatem – so auch den Heiligen Geist. Lateinisch heißt es „spiritus“ – davon kommt die „Spiritualität“. Gemeint ist also: Selig die *spirituell* Armen! Die spirituell Verarmten, die spirituell Elenden, ja die spirituellen Bettler!

Wer sind diese spirituell Bettelarmen? Zunächst wird man an jene Menschen denken, die sich vor Gott als elend arme Sünder fühlen. Zerknirscht und zerschunden flüchten sie sich unter das Dach dieser Seligpreisung. Ich möchte hier nicht auf die psychischen Zwänge eingehen, die damit verbunden sein können – nicht nur in evangelikalen Kreisen. Mir geht es vielmehr darum, wie *wir* hier uns heute vor Gott erfahren, jedenfalls so im Allgemeinen. Und da kann man wohl sagen, dass uns eine solche Beschämung, Zermürbung, Zerknirschung, so ein Gefühl eines grundlegenden Sündigseins, wohl ziemlich vollständig abhanden gekommen ist. Es trifft einfach nicht mehr unser Selbstverständnis, unser Lebensgefühl, unsere Existenz dem Lebensgeist – „to pneumatii“ – nach. Sind wir also nicht mehr selig zu preisen, weil wir – wohl mit Recht – diese allzu übertriebene, ja krankhafte Selbsterniedrigung und Selbstverleugnung ablehnen?

Unter die sozusagen „fromme“ Variante der spirituell Bedürftigen fallen wir wahrscheinlich also nicht. Dafür ist vielen, wenn nicht den meisten von uns im Laufe der Zeit einfach der Glaube abhanden gekommen. Von Theologen und Bischöfen hört man immer wieder die Klage über die Säkularisierung, den gesellschaftlichen Bedeutungsverlust der Kirche, ja sogar die These von der „Verdunstung“ des Glaubens. Auch die heute bereits ältere Generation kann sich vielfach mit gewissen überkommenen Glaubensvorstellungen und Traditionen nicht mehr identifizieren, lässt sie dahingestellt, sucht sich ihren eigenen Reim aus den Dingen zu machen; die Jüngeren bekommen das entsprechende Glaubenswissen schon gar nicht mehr mit und stehen spirituell sozusagen völlig unbedarft, ja „nackerpatzig“ (sagt man bei uns in Österreich) da. Das ist ein Kosewort für kleine Kinder, die ohne irgendetwas an z.B. im Wasser plantschen. – Ja, wir stehen vielfach schon im „spirituellen Adamskostüm“ da! Der „gesunde Glaube“ – mit seiner Verbindlichkeit, seinen Verpflichtungen aber auch Tröstungen und Verheißungen – ist einfach weg. Man wird mir wohl kaum widersprechen, wenn ich sage, dass auch *das* spirituelle Armut ist. Spirituelle Armut, die an die Existenz geht. Spirituelles Bettlertum – wenn man schaut, mit welchem Ersatzangebot sich die Leute sozusagen spirituell über Wasser halten.

Und da kommt jetzt mein Vorschlag. Es ist nur ein Gedanke, der mir so gekommen ist – aber ein ziemlich eindrücklicher Gedanke, den ich, glaube ich, auch ganz gut begründen kann. Ich schlage vor, dass wir uns gerade in dieser Situation als die von Jesus Seliggepriesenen wiedererkennen. Also: Selig die spirituellen NackerpatzerInnen, denn ihrer ist das Himmelreich!

Frommen Ohren wird da also gleich im ersten Vers der Bergpredigt schon einiges zugemutet! Und genauso den weniger frommen Ohren. Die Ungläubigen sollen die wahren Gläubigen sein? Das ist doch paradox – wenn nicht geradezu ein Skandal!

Zuerst zum Paradox der Frommen: Ihnen drängt sich immer wieder der Eindruck auf, mit ihrem Glauben sozusagen etwas in der Hand zu haben. So sind dann manchmal die, die sich vor Gott als arm und elend erfahren, gerade darin ganz erstaunlich selbstsicher, wenn nicht selbstgefällig. Eine solche, unter Anführungszeichen „pharisiäische“ Haltung, hat Jesus aber bei vielen Gelegenheiten kritisiert. Wo der Glaube oder gar Gott als „Besitz“ aufgefasst wird, ist – so arm man sich als Mensch auch fühlen mag – gerade die geistliche Armut nicht gegeben. Erst wo auch das „Himmelreich“ als Besitz aufgegeben wird – und zwar wirklich, nicht nur vorläufig –, kann der wirkliche Himmel aufgehen.

Vielleicht ist es ja auch gar nicht so schwer, so einen „Glaubens-Himmel“ aufzugeben? Zum Beispiel, wenn die Einsicht wächst, dass ein rigoroses Glaubensgebäude zwar viel Angenehmes hat, aber auch etwas Belastendes – ganz wie jeder andere angehäufte Reichtum. Es führt mich nicht zum Anderen, zum Mitmenschen hin, sondern steht bei einer liebenden Begegnung vielleicht sogar gleichsam hinderlich dazwischen. Außerdem macht es mir angst. Genauer gesagt, die Vorstellung, es zu verlieren, macht mir angst. Nicht auszudenken wie ein Leben in wirklicher geistlicher Armut wäre, ähnlich wie wenn im weltlichen Bereich auf einmal alle materiellen Sicherheiten wegfielen.

Geistlicher und materieller Besitz sind in der Tat so verschieden nicht. An beidem hängt man, beides beschäftigt einen, und beides behindert einen nicht selten dabei, ein wirklich liebender Mensch zu werden. Beides ist vergänglich und oft genug trügerisch. Glaubensillusionen können sich als unhaltbar erweisen, wie Reichtum in einer Immobilienblase zerplatzen kann. Vor allem aber – und das ist eigentlich schon eine frohe Botschaft: Beide sind offenbar kein Wert an sich. Reichtum an sich

macht nicht glücklich. Er wird dem Reichen vielmehr zunehmend hohl und leer. Ähnlich mag es auch den fanatisch Glaubenden gehen: Sie müssen ständig etwas für ihren Glauben tun, ihn ständig thematisieren, problematisieren, zur Schau stellen, damit er überhaupt noch für sie interessant bleibt. Eine Tretmühle.

Selig also die geistlich Armen. Wenn man sich die Sache näher anschaut, kann man dem nur beipflichten. Es ist zwar gewiss gewöhnungsbedürftig, als „religiös Unbehauster“ plötzlich den Bilden und Unbilden des Schicksals, dem kosmischen Wind und Wetter hilflos ausgeliefert zu sein. Da empfiehlt uns Jesus, es den Lilien des Feldes abzuschauen: Sie spinnen nicht, sie weben nicht, und – so kann man wohl hinzufügen – sie „glauben“ auch nicht. Und dennoch kleidet der himmlische Vater sie in die prächtigsten Gewänder. Einfach so, ohne Wenn und Aber. Es gibt kein „Wenn“, keine Bedingungen. Wenn die Ungläubigen nicht auferstehen, dann werden es auch die Glaubenden nicht. Der biologische Tod hingegen kommt so oder so. Er ist noch in jede religiöse Festung eingedrungen. „Fugit tempus, mors venit“, „es flieht die Zeit, der Tod kommt“, war gerade in den Klöstern eines der wichtigsten Betrachtungsthemen. Totenkopf und Stundenglas, in dem die Zeit verrinnt. Das ist geistliche Armut. – Wenn man sich manches jugendliche Tattoo ansieht, wird man feststellen, dass wir davon gar nicht so weit entfernt sind.

Damit aber ist der Boden der Seligpreisungen erreicht. Die Talsohle, nicht der Berg.

So heisst es denn weiter: Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden! – Wer irgendeinmal am Leben etwas gefunden hat, für den ist es der größte Skandal, dass alles vergänglich ist und alles vergeht. Trauer ist hier die angemessene Reaktion. Selig die Trauernden! Selig die, denen so etwas wie „Wert“ aufgegangen ist, die Geschmack am Leben gefunden, die die Liebe gekostet haben! Sie werden getröstet werden.

Und dann: Selig, die keine Gewalt anwenden, denn sie werden das Land erben! – In geistlicher Armut gibt nichts zu erkämpfen, nichts in Besitz zu nehmen, nicht einmal zu verteidigen – nur die Liebe zu verlieren. Gewalt, Bemächtigung zerstört alles. Die Gewaltlosen werden *erben* – und weitervererben. Die Erde ist unser *Erbe*.

Mit der Gewaltfreiheit spitzt sich die Frage nach der Gerechtigkeit zu. Jedenfalls solange nicht alle gewaltfrei leben. – Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden satt werden! – Auch diese Seligpreisung scheint geradezu zugeschnitten zu sein zumindest auf das Leitideal unserer westlich-aufgeklärten Gesellschaft. Wie lösen wir das Problem? Es wird gelöst werden.

Selig die Barmherzigen, denn sie werden Erbarmen finden! – Barmherzigkeit lernt man aus eigener Erfahrung. Ein Luftschloss aufzugeben, eine Illusion dahingehen zu lassen, ist immer nur ein Schritt auf dem langen Weg zu geistlicher Armut oder, was dasselbe ist, zur Erkenntnis der Wahrheit. Und immer noch sehen wir uns außerstande, das Erkannte auch im Alltag umzusetzen, etwa durch einen Lebensstil, der tatsächlich eine gerechtere Verteilung der Ressourcen ermöglichen würde.

Auch in den folgenden Seligpreisungen, die ja alle zusammenhängen, kann sich unsere säkulare, aufgeklärte und immerhin in ihren Leitbildern explizit gewaltfreie Gesellschaft wiedererkennen: Selig, die Frieden stiften; und – wenig erfreulich: Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden. Auch das wird an vielen Orten erschreckend konkret, und zwar immer dort, wo „Religion“ – oder

auch eine atheistische oder ggf. kommerzielle Ideologie – in fundamentalistischer, machtgieriger und selbstbezoglicher Weise wieder „erstarkt“ und politisch an Einfluss gewinnt.

Es ist ja nicht so, dass Gerechtigkeitssinn, Barmherzigkeit und Friedensliebe der Menschheit in die Wiege gelegt worden wäre. Die Mütter und Väter unserer politischen, säkularen und eben darin spirituellen Kultur haben vieles durchgekämpft, vieles durchlitten und in vielem Entscheidenden daraus Gott sei Dank Schritt für Schritt dann doch auch richtungsweisende Schlüsse gezogen. Man denke nur an die letzten 500 Jahre seit der Reformation. Wie das ganze Glaubenssystem ins Wanken kommt, letztlich weil seine Selbstbezüglichkeit deutlich wird. Wie Jahrzehnte lang wütende Machtkämpfe dann in mehreren Phasen derart viele Menschen in den Tod reißen und über die Überlebenden Hunger und Elend bringen, dass – spät genug – die Einsicht wirksam werden kann, dass der Verzicht auf Gewalt höher anzusetzen ist als vermeintliches Rechthaben. Die verschieden ausgestatteten „religiösen Behausungen“ werden zur Privatsache. Sie haben politisch nicht mehr das oberste Wort. Man wagt sich – gesellschaftlich – in einen Raum, der frei ist von jeder „Behausung“. Es folgen die Französische Revolution und ihre tragischen Opfer. Mit und trotz dem rasanten Aufschwung der Wirtschaft in der Industrialisierung bleibt das Thema der Gerechtigkeit bestimmend. Politiker machen sich zu Anwälten der Armen und versuchen sich im Marxismus – mit seinen dramatischen Irrungen. Im 20. Jahrhundert wird die selbstbewusste Moderne durch gleich zwei – nicht mehr für möglich gehaltene – Weltkriege zertrümmert. Mit der Postmoderne folgt vielleicht so etwas wie das Zeitalter weltanschaulicher Barmherzigkeit. Wer die eigenen Fehler immer wieder so drastisch hat erkennen müssen, kann anderen kaum noch Vorschriften machen.

Gerade das ist eine sehr spirituelle, geradezu gnadenhafte Einsicht. Die Seligpreisungen führen aber noch weiter. Es ist hier von Zeugnisgeben die Rede, ja von den Propheten. Wenn Jesus nämlich sagt: „Selig seid ihr, wenn ihr um meinetwillen beschimpft und verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet.“ Das kann nur dann geschehen, wenn die Seliggepriesenen ihre Erfahrungen auch kommunizieren, in der einen oder anderen Weise. Angesichts der spirituellen Armut der Jesusjünger und allem, was daraus folgt, wird dieses Kommunizieren kaum in der Form einer besserwisserischen Belehrung oder in einer subtilen Zurschaustellung der eigenen vermeintlichen „Heiligkeit“ erfolgen können. Kommunikation kann aber fruchtbar sein, wo die im Geiste Jesu spirituell Armen in entwaffnender Authentizität und somit zugleich der größtmöglichen Solidarität mit dem Gesprächspartner reden. Und selbst dann, darauf bereitet Jesus seine Jünger vor, kann und wird es noch zu Missverständnissen kommen. Gerade diesem Fall aber gilt dann die letzte und abschließende Seligpreisung – die übrigens als erste als eine persönliche, direkte Anrede an uns formuliert ist. Wer ganz genau hinhört, wird in ihr auch erstmals ein „Wenn“ entdecken. Aber dieses „Wenn“ verengt nicht, drückt keine Bedingung aus. Es meint vielmehr „wann immer“, „jedes Mal, wenn“. Eine Einladung also, solidarisch zu werden, das Empfangene weiterzugeben, und es immer wieder zu versuchen.

Können wir heutigen Christen uns auch in dieser neunten Seligpreisung wiederfinden? – Es wäre mindestens sehr schade (oder soll ich sagen: kaum zu verantworten?), wenn der übrige Teil der Menschheit tatsächlich so ganz unberührt von unseren oft auf schmerzlichste Weise erlittenen und erstrittenen Erfahrungen sozusagen das Rad des friedlichen Auskommens unter modernen Bedingungen noch einmal ganz neu erfinden müsste. Angesichts des enorm gesteigerten Zerstörungspotentials der technischen Mittel, die in unserer Kultur entwickelt wurden und nun allgemein verfügbar sind, würde die Menschheit eine simple Wiederholung der Konfliktgeschichte – nur damit sozusagen alle zu ihren Erfahrungen kommen – sehr wahrscheinlich gar nicht mehr

überleben. Gewiss können Eltern ihren Kindern nicht alle Irrwege ersparen. Aber genauso richtig und noch bedeutender ist, dass die Kinder ja prinzipiell gar nicht die „gleichen“ Erfahrungen machen können, weil ihre Ausgangslage – eben durch die Erfahrungen und Errungenschaften der vorausgegangenen Generationen, die sich zum Beispiel auch in der politischen und gesellschaftlichen Organisation niederschlagen – faktisch und unumkehrbar eine andere ist. Das fragliche Ideal der Nicht-Kommunikation ist also von vornherein illusorisch. Es kommt vielmehr darauf an, *wie* man die Kommunikation gestaltet, und eben darin liegt unsere Verantwortung. Es ist und bleibt die Berufung jedes Christen und jeder Christin, sich diesem Zeugnis-Geben, dieser Tradition, dieser Kommunikation nicht zu entziehen.

„Ihr seid das Salz der Erde“, heißt es im Vers, der unmittelbar auf die Seligpreisungen folgt. Das Salz hat eine Aufgabe, nämlich die Menschen auf den Geschmack zu bringen, auf den Geschmack des Himmelreiches – egal, wie es sich aktuell gerade fühlt. Ob religiös reich und selbstsicher oder als spirituelles Nackerpatzerl, beides kann – im jeweiligen unauswechselbaren Kontext – Gottes Fingerzeig zum Himmelreich sein. „Was haben wir, wenn wir ehrlich sind, überhaupt noch mit Gott am Hut?“, mögen sich die spirituellen NackerpatzerInnen ganz verunsichert fragen. Lassen Sie mich daher zum Abschluss noch auf jene Seligpreisung eingehen, die ich bisher ausgelassen habe.

Selig, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott schauen. – Wenn wir die kleinkarierten und im Grunde unbedeutenden Ablenkungen und Zerstreuungen einmal beiseite lassen, die unsere Zeit in Überfülle bietet; welche Epoche hatte denn, gesamtgesellschaftlich gesehen – „objektiv“, wenn Sie so wollen, bessere Bedingungen für ein reines Herz als die unsere? Welche Kultur kannte, an sich als ganzer, als Kultur, mehr Selbstkritik? Wo wurden je – auch verborgene – Feindbilder wo immer nur möglich derart geflissentlich und schonungslos als solche demaskiert, ans Licht gebracht, aufgeklärt und in aktiver Versöhnungs- und Friedensarbeit zu überwinden gesucht? Wo in der Religionsgeschichte wurde je mit dem Gedanken „Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst, und es fällt dir ein, dass dein Bruder, ein muslimischer Migrant, etwas gegen dich hat, so kehr um, versöhne dich zuerst mit deinem Bruder ...“ so ernst gemacht wie heute bei uns? Und das alles sollte einfach überhaupt keinen Einfluss auf die Reinheit unserer Herzen haben?

Werden wir also Gott schauen? Die Gottesbilder sind uns zerbrochen. Aber: Wer schaut Gott eher: Jemand, der einfach stur an einer gegebenen Religion festhält, ohne sich durch Erschütterungen, ganz gleich was, aus seiner Bahn bringen zu lassen? Oder der, der bereit ist, die Infragestellungen mindestens zur Kenntnis zu nehmen, die aufgrund verschiedener Ereignisse und Erkenntnisse nun einmal im Raum stehen, und der sich ohne allzu große Schutzmechanismen auf ein vielleicht lebenslanges, strapaziöses Ringen um die Wahrheit einlässt?

Dass sie gerade als religiös Unbehauste, als spirituelle NackerpatzerInnen, Gott schauen werden, das ist das Paradox der Unfrommen. „Seht doch auf eure Berufung!“, schreibt Paulus im Brief an die Korinther. „Da sind nicht viele Weise im irdischen Sinn, nicht viele Mächtige, nicht viele Vornehme ...“ – und, so können wir hinzufügen, „... nicht viele Fromme“.

Gehalten in der Jesuitenkirche zu Luzern, am 30. 1. 2011.

© 2011 Maximilian Paulin